

BEATRIX GERSTBERGER

HUMMER JAHRE

ROMAN

dtv

Von Beatrix Gerstberger sind bei dtv außerdem lieferbar:
Die Hummerfrauen. Roman
Keine Zeit zum Abschiednehmen. Weiterleben nach seinem Tod

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

© Beatrix Gerstberger

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Landkarte Maine © Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, Büro für Gestaltung, München

Umschlagmotiv: whistlefish.com

Gesetzt aus der Aldus nova

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28595-7

*A lobster understands letting go better
than any human being.*

*Ein Hummer versteht sich besser aufs Loslassen
als jeder Mensch.*

Fischerweisheit aus Maine

1

JULIE

Mit dreiundsiebzig Jahren beschloss Julie Cooper zum zweiten Mal in ihrem Leben, dass es an der Zeit war, der Einsamkeit in den Hintern zu treten. Es war ein klarer Frühlingstag, ein Montag, ihr Mann Nat war seit vier Jahren tot, ihre beste und einzige Freundin Ann seit sechs Monaten. Es hätte auch ein Sonntag sein können, an einem Sonntag nagt die Einsamkeit besonders an den Verwitweten und Verlassenen, aber es war ein Montag. Vom Fenster ihres Wohnzimmers aus sah sie das Meer. Weiße Schaumkronen saßen auf den Wellen, die in den Hafen drängten. Der Wind ließ auf ihnen die Hummerboote tanzen, die noch nicht ausgelaufen waren. Im Osten über der Nachbarinsel Eagle Island ging die Sonne auf, und rötliches Licht legte sich über das Wasser. Dieser in optimistisches Rosa getauchte Tagesanfang war eine Beleidigung für ihre Gefühle, fand Julie. Die Sehnsucht nach Nat und Ann, aber auch nach Mina, die schon so lange nicht mehr in Stone Harbor lebte, presste ihr Herz zusammen.

Julie faltete die *Fishermen's News* zusammen, wischte ein paar Krümel vom Sofa und entschied, heute in ihrer Bucht zu frühstücken und anschließend ihre Wochenvorräte in Bartletts Supermarkt aufzustocken. Sie ging ins Bad und betrachtete sich im Spiegel. Ihre Augen waren so blau wie immer. Sie lehnte ihre Stirn an das Glas und atmete langsam aus.

»Deine blauen Augen sind das Beste an dir«, hatte Nat einmal gesagt und dabei gar nicht gemerkt, wie sehr sie das verletzte. Was war mit dem Rest von ihr? Diesem Körper, den ein LKW vor Jahrzehnten plattgewalzt und dann versehrt zurückgelassen hatte. Diesem Körper, der sich ebenso mühsam wieder aufgerappelt hatte wie ihr Kopf.

Aber auch wenn Nats Komplimente immer ein wenig ungeschickt gewesen waren, er hatte sie geliebt, das hatte sie gewusst. Lächelnd und geduldig, fast ein wenig schüchtern. So war er gewesen. Jede Nacht hatte er seinen Arm über die Narbe auf ihrem Bauch gelegt. Auch noch, als seine Haut dünn und fleckig wurde und er sich nicht mehr erinnern konnte, wer sie war.

Nach seinem Tod war sie immer mehr in die Breite gegangen. Ihr Rücken war mittlerweile leicht gekrümmt, weil sie ständig die Fallen an Bord zog. Ihre Wangen hingen bei ungünstigem Licht schlaff herab, aber ihr Herz, das war immer noch so wild und ungestüm wie früher. Es brauchte einen Mann wie Nat, der fähig war, das zu sehen und zu lieben, aber so einer war schwer zu finden in einem Dorf, in dem die Leute auch nach all den Jahren seit ihrer Ankunft zu flüstern begannen, sobald sie ihnen den Rücken zudrehte.

Julie Cooper, geborene Barker, nicht ganz richtig im Kopf, aber mittlerweile Besitzerin eines Kapitänspatents, dreier Siegerketten vom jährlichen Hummerbootrennen und eines Hauses auf dem Hügel mit Blick aufs Meer. Eine Zugezogene in einem Dorf mit knapp fünfhundert Einwohnern, die fest mit diesen Felsen ganz im Norden von Maine verwachsen waren.

Jeder Winter hier oben am Atlantik war lang und dunkel. Die Inselbewohner nahmen es hin wie den Onkel, den nie-

mand mochte, dem man aber auf Familienfesten nicht ausweichen konnte. Der vergangene Winter war besonders einsam und hart gewesen. Es waren nicht nur die üblichen kurzen dunklen Tage und die Kälte, die einen überfiel, wenn man morgens das Haus verließ. Das Meer hatte erst ewig wie eine schmutziggraue Decke dagelegen, dann war es eines Morgens plötzlich mit Eis bedeckt gewesen, was seit Jahren nicht vorgekommen war. Niemand konnte mehr hinausfahren, auch die Unerschrockenen nicht. So saßen sie alle in ihren Häusern, während das Meer die Eisschollen an die Küste trieb und die Möwen wie festgeklebt auf ihnen dahinsegelten.

In einer mondklaren Nacht hatte Julie geglaubt, das Knirschen und Krachen der zerberstenden Schollen zu hören, und es klang, als würde die Welt um sie herum in Stücke gerissen.

Aber jetzt war Frühjahr. Man hatte es das erste Mal an einem Tag im Februar geahnt, als der Himmel sich plötzlich zu weiten begann und das Licht seinen Endwinterfarben fast unmerklich einen Schuss Silber hinzufügte. Dann brach im März die Erde auf, die ersten Schneeglöckchen krochen hervor, die Knospen an den noch winterbraunen Forsythien begannen sich zu öffnen. Narzissen und Tulpen schoben sich vorsichtig durch die schneenasse Erde. In den Nächten schrie jetzt nicht mehr das Eis, sondern die Schleiereule. Die Tage wurden wieder länger, und mit ihnen kam die Zuversicht zurück, dass etwas ganz Wunderbares auf sie alle wartete. Eine hoffnungsvolle Unruhe ergriff jeden im Dorf, die Jungen, die Alten, die Mittelalten. Die Eichhörnchen begannen ihre Nester zu bauen, der Kardinalvogel sang sich das Herz aus dem Leib. Im Wald entrollte sich der Farn, das Moos färbte sich sattgrün, wilde Lilien und Veilchen breiteten sich wie lockere Farbtupfer unter

den Kiefern aus. Die Hummer bewegten sich endlich aus dem tiefen Atlantik mit seinen stabileren Temperaturen zurück in Richtung Küste.

Und auch sie, Julie Cooper, würde sich in Richtung Zukunft bewegen. Das Warten war vorbei. Morgen würde sie das erste Mal wieder hinausfahren.

Sie legte ein Thunfischsandwich in ihre metallene Frühstücksbbox, kochte Tee und füllte ihn in eine Thermoskanne. Im Truck roch es seltsam, und sofort fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, das Eichhörnchen zu entsorgen, das sie gestern plattgefahren hatte, was nichts damit zu tun gehabt hatte, dass sie Eichhörnchen im Allgemeinen nicht mochte. Es war einfach im unpassenden Moment über die Straße gehuscht. Sie hatte es vom Asphalt gekratzt und in einen Plastikbeutel gepackt, den sie noch im Wagen gefunden hatte. Dort lag es nun immer noch im Fußraum des Beifahrersitzes. Vorsichtig hob sie die Plastiktüte an und legte das Paket neben ihre Mülltonne. Später am Tag würde sie das Eichhörnchen noch beerdigen müssen.

Sie lenkte ihren Truck über die Schotterwege im Wald Richtung Dowleys Bucht und parkte am Ende des Wegs auf einem schmalen Grasstreifen, nachdem sie vorher kontrolliert hatte, ob dort nicht Schneeglöckchen wuchsen. Sie wäre die Letzte, die auch noch ein junges Schneeglöckchen überfahren würde.

Der Strand hinter der Reihe von Tannen sah verlassen und unberührt aus. Als hätte sie nie hier gestanden und »Langsam, Nat, langsam« gerufen, während dieser schmale Mann mit seinen damals schon über siebzig Jahren mühsam versuchte, seinen Kopf über Wasser zu halten. Einen Zug nach dem

anderen hatte er getan, und sie war stolz gewesen, dass ausgerechnet sie ihn dazu gebracht hatte, die ungeschriebene Regel aller Fischer in Stone Harbor zu brechen: Schwimmen lernen lohnt sich nicht, besser, du gehst gleich unter, wenn du über Bord fällst. Das war vor über zwanzig Jahren gewesen, eine ganze Weile bevor sie mit ihm zusammengekommen war.

Sie setzte sich auf einen Baumstumpf, öffnete die Metalldose mit dem aufgeklebten Feensticker und biss in das Thunfischsandwich. Mayonnaise tropfte auf ihre Jacke, hektisch rieb sie an dem Fleck. Es war Nats alte Jacke. Sie trug sie immer noch gern, obwohl sie inzwischen etwas zu eng war, aber sie brachte es nicht über sich, sie in die Altkleidersammlung zu geben.

Julie blickte über die Bucht mit der kleinen Insel in der Mitte. Ein paar zerrupfte Tannen hockten auf dem dunklen Felsen. Hier hatte sie nicht nur Nat das Schwimmen beigebracht, hier hatte sie auch nach Möglichkeit jeden Mittag zusammen mit Ann geankert und ihren mitgebrachten Lunch gegessen.

Ann hatte bis zum Schluss gefischt. Als sie im vergangenen Oktober gestorben war, war sie von der gesamten Gemeinde betrauert worden – Zugezogene hin oder her. Man hatte ihre Sturheit geschätzt, ihre kompromisslose Haltung, die auch anderen die Gewissheit vermittelt hatte, dass man alles oder zumindest fast alles schaffen konnte im Leben, wenn man nur die Zähne zusammenbiss und einfach immer weitermachte. Darüber, dass sie vor vielen Jahren mit einer Frau nach Stone Harbor gezogen und als ehemalige Englischprofessorin mit über fünfzig noch Fischerin geworden war – was damals nicht

allen gefallen hatte –, hatte man im Laufe der Jahre immer seltener gesprochen.

Nun war also nur noch sie selbst übrig, dachte Julie.

Sie würde ihr Leben noch einmal nach den verbliebenen Möglichkeiten abtasten, bevor es endgültig kraftlos und trübe wurde.

Sie setzte sich auf den kühlen Sand und schloss die Augen. Auf ihren Lidern spürte sie die Wärme der Frühjahrs-sonne. Sie hasste es, dass die anderen Dorfbewohner sie nach Anns Tod wie eine Waise behandelten, ein einsames zurückgelassenes Ding, das erst Nat, dann Ann verloren hatte. Sie hasste diesen mitleidigen Blick auf sich, dabei hatte es Zeiten gegeben, in denen sie sich ein wenig Zuspruch von den Fischerfamilien gewünscht hätte. Wenigstens ein klitzekleines bisschen. Gerade so viel, dass es nicht an ihrem Überlebensstolz kratzte.

»Morgen fahre ich wieder raus, Nat«, sagte sie in Richtung des Meeres. »Mit meinem Boot, deines habe ich verpachtet, ich denke, es wäre dir recht gewesen.«

Sie nahm an, dass ihre Worte ungehört blieben, aber man konnte nie wissen. Immerhin hörte sie ihre eigene Stimme. Sie hatte das ganze Wochenende mit niemandem gesprochen. Julie packte das restliche Sandwich ein.

»Hilft ja nix«, sagte sie. »Der Wocheneinkauf sollte vorher erledigt werden.«

Sie rieb noch einmal an dem Fleck auf der Jacke und ging zurück zu ihrem Truck. Auf der Ladefläche stand schon ein Teil der vierhundert Fallen, die sich im Winter in ihrem Garten gestapelt hatten. Sie hatte sie repariert, ihre pinkfarbenen Bojen neu gestrichen, die Ködernetze geflickt. Ihre Hände waren im-

mer noch schnell und geschickt, diese Arbeiten lenkten sie ab von dem Gedanken, dass sie vielleicht niemanden mehr finden würde, der ihr so nah sein konnte wie Nat und Ann. Sie fürchtete sich vor der Antwort, die ihr das Leben darauf geben würde.

Morgen würde sie die Fallen wieder ins Meer setzen.

Vor Bartletts Supermarkt parkte sie ihren Truck und ging in den Laden. In den Regalen gab es das Nötigste, außerdem eine kleine Gemüsecke und einen Schrank mit Tiefkühlwaren. Hinten im Laden konnte man belegte Sandwiches kaufen, und in einer Ecke hinter der Eingangstür brodelte den ganzen Tag eine Kaffeemaschine vor sich hin, weshalb der leicht verbrannte Geruch von altem Kaffeesatz durch das Geschäft zog.

Julie entdeckte Jimmy Rourke vor dem Regal mit den Nudeln. Er lebte und fischte seit vielen Jahren auf Eagle Island. Vor einem halben Jahr hatte er seine Frau verloren und wirkte seitdem etwas ratlos dem Leben gegenüber. Schief getretene Stiefel, eine Hose, die sichtbar niemand mehr wusch oder flickte. In seinem Blick lag etwas Verwahrlostes. Sie nahm an, dass er die gleichen Hoffnungen und Sehnsüchte hatte wie sie. So als wäre das, was ihr nach Nats Tod fehlte, ansteckend.

»Darf ich mal?«, sagte sie zu Jimmy und griff vor ihm nach einer Schachtel Cracker im Regal. Wenn sie sich streckte, sah sie vorteilhafter aus, fand sie.

Jimmy starrte verwirrt auf ihren Busen, der plötzlich vor seinen Augen auftauchte.

Im selben Moment begriff Julie, dass Jimmy Rourke nicht einfach nur ein atmendes anderes Wesen war, von dem sie berührt werden wollte. Er war ein Mensch, zurückgelassen wie sie, der deshalb aber vielleicht noch lange nicht auf der Suche

nach jemandem war, der ihn abschleppte. Julies Wunsch nach Liebe nahm manchmal Züge an, die sie selbst verstörten.

Sie versuchte, ihren erbärmlichen Auftritt, den im Laden ohnehin jeder bemerkt hatte, mit einem allzu durchsichtigen Angriff auf Jimmy zu überspielen.

»Glitz nicht so auf meine Oberweite«, sagte sie. »Glaub ja nicht, dass du mich anfassen darfst, nur weil wir beide einsam sind. Wenn ich deine Hände anschau, dann fürchte ich nämlich, dass sie jeden Euter zum Schrumpfen bringen.«

Jimmys Gesicht lief tiefrot an, und Julie schämte sich. Ihre Zunge war mal wieder schneller gewesen als ihr Verstand, der oft dem hinterherhinkte, was man so Anstand nannte.

Jimmy stieß einen Schreckenslaut aus und ließ eine Packung Nudeln zu Boden fallen. Sein Atem roch nach Wodka.

»Schon gut«, sagte Julie. »Ich verzeihe dir deinen Ausrutscher. Wenn man was Schönes sieht, muss man eben genauer hinschauen, ob man will oder nicht.«

Sie zwinkerte ihm zu und verließ den Supermarkt schnell, ohne etwas zu kaufen.

»Was war das denn?«, hörte sie einen der Fischer im Laden sagen. »Ist Julie jetzt endgültig verrückt geworden?«

Sie startete den Motor und hupte dreimal hintereinander, dann bog sie mit ihrem Truck auf die Main Street. Das Meer zu ihrer linken Seite glitzerte, als wäre es mit Tausenden Diamanten übersät, so wie es das nur im Frühjahr tat. Sie tastete mit der rechten Hand nach der Frühstücksdose, öffnete sie geübt, fand das restliche Thunfischsandwich und stopfte es sich in den Mund.

Jede Geschichte konnte als Tragödie oder Komödie enden, sagte sie sich. Es lag allein daran, wie man sie erzählte, und ihre Geschichte würde definitiv kein tragisches Ende nehmen.

2

MINA

Carlos und Mina verbrachten ihre Mittagspause oft gemeinsam, am liebsten im Kerry Park. Von hier oben hatten sie einen Postkartenblick auf die Innenstadt von Seattle, in der Ferne sahen sie die schneebedeckten Gipfel des Mount Rainier. Diese Stunde war ihre Zeit, ein Ruhepunkt im oft hektischen Familienleben, in der sie über Luca oder den nächsten Urlaub oder Carlos' neueste Forschung an offenen Quantensystemen sprachen. Von Letzteren verstand Mina wenig, aber sie hörte gern zu, wenn er mit Leidenschaft von seiner Arbeit am Physik-Institut der Universität redete. Carlos vergrub sich oft stundenlang in seinem Labor, um »die Dinge in Ordnung zu bringen«, wie er es nannte. Vielleicht war es das, was sie am meisten an ihm liebte: dass er die Dinge immer wieder in Ordnung brachte. Das Leben an seiner Seite war ruhig und sicher.

An manchen Tagen allerdings wünschte Mina sich ein Gegenüber in ihrem Leben, an dem sie sich auch reiben konnte. Sie sagte dann etwas Provozierendes, und wenn Carlos mit seiner Antwort auch nur an den Rand einer Gemeinheit kam, verbuchte sie das schon als Sieg über seine vermeintliche Unerschütterlichkeit. Es war anstrengend, immer diejenige zu sein, die aus der Haut fuhr. Carlos war geradezu untauglich für Streit. Für jene heftigen Auseinandersetzungen, nach denen man sich später atemlos in den Armen hielt.

Mina legte während seiner begeisterten Monologe oft ihren Kopf auf seine Schulter, während sie auf die Meerenge des Puget Sound in der Ferne blickten.

»Haben wir es gut?«, fragte Carlos sie dann.

»Wir haben es verdammt gut«, antwortete Mina.

Die Frage stellte Carlos in letzter Zeit häufiger, und das ließ Mina aufhorchen. Er konnte nicht wissen, was zwischen ihr und Sam nach Anns Beerdigung auf Eagle Island passiert war, sie hatte es ihm nicht erzählt. Aber vielleicht klebte diese Nacht an ihr wie eine Duftspur, die er unbewusst witterte. Auch seine Art, sie zu lieben, war nun manchmal rauer, fordernder und von einer fast greifbaren Unruhe.

Einmal hatte er mittendrin innegehalten und sie angeschaut. »Gut so?«

Und als sie erstaunt geschwiegen hatte, hatte er die Frage noch einmal wiederholt, diesmal mit einer Schärfe in der Stimme, die sie an ihm nicht kannte.

Carlos war auf einer der Inseln im Sound aufgewachsen, sein Vater hatte dort eine Bootswerft gehabt. Doch im Gegensatz zu Mina mochte er zwar gern in Meeresnähe leben, aber er sehnte sich nicht nach der engen Gemeinschaft und dem Leben auf den Inseln.

»Warum hast du dann damals Urlaub in Stone Harbor gemacht?«, hatte sie ihn einmal gefragt.

»Weil ich geahnt habe, dass dort die Frau meines Lebens auf mich wartet«, hatte er gesagt.

An diesem Tag Ende März wartete er bereits vor der Bibliothek, in der Mina das Archiv für Schriften aus dem frühen 20. Jahrhundert leitete. Ihr Büro lag in einem zweistöckigen Seitentrakt mit Fenstern nach Norden. Wenn es regnete, und

das tat es in Seattle oft, wurde es dort den ganzen Tag über nicht richtig hell, sodass sie ständig das Licht brennen lassen musste. Sie war lange Zeit durchs Leben getaumelt, aber hier war sie nun, in einer leitenden Position und mit einem eigenen kleinen Büro. Dass sie einmal Hummerfischerin gewesen war und hatte bleiben wollen, erschien ihr mittlerweile seltsam fern.

Ihre Mutter Judith hatte sich natürlich herablassend über ihre Stelle in der Bibliothek geäußert. »Ein Graue-Maus-Job also«, hatte sie nur gesagt, als Mina ihr vor ein paar Jahren von ihrer Beförderung erzählt hatte.

»Kritik von einer Frau, die während ihrer Ehe nicht selbst gearbeitet hat?«, hatte Carlos gefragt. »Das lässt du so stehen?«

»Sie war ja früher Vorstandsassistentin«, hatte Mina geantwortet. Es sollte ironisch klingen.

Ich war Vorstandsassistentin. Das ewige Mantra ihrer Mutter, um sich von anderen Frauen abzuheben. Als Kind hatte Mina geglaubt, dass Vorstandsassistentin eine Art Königinnenjob wäre, bis sie später entdeckt hatte, dass ihre Mutter nicht besonders lange gearbeitet hatte, genau genommen nur, bis sie Richard Gray kennenlernte und heiratete.

Carlos hielt eine braune Papiertüte in der Hand. »Eine Überraschung für dich«, sagte er.

Er wischte eine der Parkbänke mit dem großen Taschentuch ab, das er immer bei sich trug. Jeden Morgen suchte er ein frisches aus seiner Schublade in der Kommode, faltete es ordentlich zusammen und steckte es in seine rechte Hosentasche.

Am Anfang ihrer Beziehung hatte sich Mina darüber lustig gemacht, aber für ihre Tochter Luca war das Taschentuch oft

ein Retter in der Not gewesen. Wenn sie von einem Baum fiel, auf den sie trotz aller Warnungen geklettert war, trocknete er damit ihre Schürfwunden. Und auch ihre Tränen, wenn er sie vom Kindergarten abholte und sie ihm schluchzend erzählte, dass die anderen Mädchen sie nicht mitspielen ließen. Sie erzählte es ihm und nicht ihr, und Mina erkannte sich selbst in ihrer Tochter wieder. Wie sie sich damals voller Vertrauen an Richard geklammert hatte und verschlossen gegenüber Judith gewesen war. Mina empfand es manchmal als Segen, dass da jemand an ihrer Seite war, der sich um ihre Tochter kümmerte, wenn eine unerklärliche Ruhelosigkeit nach ihr griff. Und sie war sich sicher, dass es Judith mit ihr genauso ergangen war.

Während der Schwangerschaft hatte Mina gefürchtet, dass sich ihre eigene schwierige Tochter-Mutter-Geschichte wiederholen könnte, aber Sam hatte sie damals beruhigt, und sie hatte ihm geglaubt. Sie hatte sich an seine Liebe geklammert wie eine Ertrinkende. Und an die Hoffnung, dass es schon gut gehen würde mit ihnen. Es ging nicht gut, und schließlich hatte sie eine Entscheidung getroffen, mit der sie noch lange gehadert hatte. Aber das war ewig her.

Mina sah Luca vor sich mit ihren fünf Jahren, wie sie mit ihrer Prinzessinnenkrone auf den wirren Haaren in ihr Ehebett geklettert war und ihr kleines Gesicht auf Carlos' Brust legte, der inzwischen zu ihrem Vater geworden war.

»Kann man sich ewig lieben?«

Woher nahm dieser kleine Mensch nur diese Fragen?

»Man kann es versuchen«, hatte Carlos gesagt.

Es war zumindest Luca nicht aufgefallen, dass ihre Mutter die Frage nicht beantwortet hatte.

Carlos hatte damals im Sommer 2004 Minas Hand genommen und sie aus Stone Harbor fort in ein anderes Leben geführt, weit weg von Sam, der endgültig nicht mehr aufgetaucht war. Und weit weg von Sam war Mina auch gewesen, wenn Carlos und sie sich liebten. Er hatte sie behutsam dahin geführt, wo sie sich auflösen konnte und für wenigstens ein paar Momente die Berührung mit der Welt verlor. Auch dafür liebte sie ihn.

Sie hatten geheiratet, als Luca sieben Jahre alt war. Carlos hatte sie vorher schon einmal gefragt, aber es war ihr zu früh vorgekommen. Tief in ihrem Inneren hatte sie gewusst, dass sie noch immer auf Sam wartete. Beim zweiten Mal hatte sie Ja gesagt. Es war eine schlichte Hochzeit gewesen. Nur sie und Carlos und Luca, ein Friedensrichter, zwei Kollegen von Carlos als Trauzeugen. Sie hatte ein elegantes Sommerkleid getragen, kein Weiß, das wollte sie nicht. Sie waren nach der Zeremonie mit Luca in ihre Lieblingspizzeria gegangen, und in Mina hatte sich eine große Ruhe ausgebreitet.

Carlos war eine Wand, an die man sich lehnen konnte, eine Wand, die auch dann nicht zurückwich, wenn man wütend mit den Fäusten auf sie eintrommelte, was sie am Anfang ihrer Beziehung noch getan hatte. Immer dann, wenn sie unsicher gewesen war, ob nicht auch Carlos aus ihrem Leben verschwinden würde. Aber diese Unsicherheit hatte sich im Lauf der Jahre gelegt. Und irgendwann war sie der Überzeugung gewesen, dass sie endgültig aufgehört hatte, auf Sam zu warten.

Carlos holte einen weißen Karton aus der Papiertüte und stellte ihn zwischen sie auf die Bank.

»Augen zu«, sagte er.

Mina hörte das Zischen eines Streichholzes.

»So, du kannst sie wieder aufmachen.«

Carlos balancierte einen Pappteller mit einem kleinen Kuchen auf seinen Knien, in dem eine Kerze steckte.

Mina wurde heiß. »Habe ich etwas vergessen?«, fragte sie.

»Heute vor zehn Jahren hast du dich entschieden, mich zu heiraten, und ich für meinen Teil kann sagen, ich habe es nicht bereut.« Er lächelte sie an. Er schien nicht einmal beleidigt zu sein, dass sie ihren Jahrestag vergessen hatte. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und küsste sie.

Minas Mutter Judith hatte ihre Hochzeitstage früher immer im Country Club feiern wollen. Tiefe Clubsessel, eine lange Bar mit Messingstange, das Klirren von Gläsern, dazu das schriller werdende Lachen ihrer Mutter, der unvermeidliche Streit am Ende des Abends mit Richard, und sie und ihr Bruder Christopher saßen herausgeputzt in den viel zu großen Sesseln und nuckelten stundenlang an einer Cola, bis sie endlich nach Hause durften. Übermüdet und ängstlich, weil der Abspann jener Hochzeitstage immer aus Geschrei, Türklopfen und später dem lauten Versöhnungsstöhnen ihrer Mutter bestand.

»Es tut mir leid«, sagte Mina. »Hochzeitstage waren bei meinen Eltern immer eine Katastrophe, vielleicht achte ich deshalb nicht auf unseren.«

»Etwas mehr Drama würde vielleicht auch unserer Ehe guttun«, sagte Carlos und grinste.

Mina lehnte sich an ihn. »Das ist eine glatte Lüge, gib es zu. Du bist eher der Typ, der das Geschirr wieder zusammenklebt, das andere ihm vor die Füße schmettern.«

»Ich mag die Dinge eben lieber ganz und nicht in ihren Einzelteilen«, sagte Carlos und schob Mina ein Stück Kuchen

zwischen die Lippen. Viel zu süß, fand sie, aber sie schluckte es hinunter.

»Geklebtes Porzellan trägt immer einen sichtbaren Riss«, sagte sie.

»Man kann trotzdem noch davon essen oder daraus trinken«, erwiderte Carlos.

»Ich gebe mich geschlagen«, sagte Mina. »Wir sollten noch etwas von dem Kuchen für Luca aufheben.«

»Bist du sicher, dass sie nachher zu Hause ist?«

»Ich bin mir bei ihr mit gar nichts mehr sicher, seitdem sie letzten Herbst auf Anns Beerdigung Sam wiedergesehen und Eagle Island für sich entdeckt hat. Und du hast noch gesagt, ich soll sie mitnehmen zur Beerdigung, obwohl wir davon ausgehen konnten, dass Sam da sein würde.«

»Ja, weil es Zeit für sie war, die ganze Wahrheit kennenzulernen und sich damit auseinanderzusetzen.« Carlos packte die Reste ihres Hochzeitstag-Lunchs wieder in die Papertüte.

»Ich glaube, Sam hat ihr eine andere Version unserer Geschichte erzählt als die, die sie von mir kennt.«

»Ich glaube, du hast ihr bisher überhaupt keine Version erzählt.«

Touché!, dachte Mina.

Luca und Sam telefonierten seit vergangenem Herbst regelmäßig miteinander. Mina fragte nicht nach, und Luca erzählte nichts. Dafür nahm sie sich neuerdings Freiheiten heraus, die Carlos und Mina ihr nicht zugestanden hatten. Sie blieb spontan über Nacht bei einer Freundin, hielt keine Zeiten ein, zu denen sie nach einer Party zu Hause sein sollte, weigerte sich zu erzählen, wo sie gewesen war. Luca betonte bei jeder Gele-

genheit, was für ein toller Freigeist und Künstler ihr »echter« Vater sei. Und es war nicht zu übersehen, dass sie Mina damit verletzen wollte. So als wäre es allein Minas Entscheidung gewesen, die Beziehung zu beenden und diesen einzigartigen Mann gehen zu lassen. Dass sie damit auch Carlos verletzte, schien sie nicht zu bemerken.

Luca war in der Wohnung, als sie zurückkamen. Aber sie war geschminkt, trug einen zu kurzen Rock und dazu schwarze Springerstiefel. Auf dem Küchentisch lag ihre kleine goldene Partytasche. »Ich habe auf euch gewartet. Wo seid ihr gewesen?«

»Heute ist unser Hochzeitstag. Schon vergessen?«, sagte Mina.

Luca hielt kurz inne. »Herzlichen Glückwunsch. Aber was ich euch eigentlich sagen wollte, bevor ich auf die Party von Jessy gehe: Ich habe mit Dad gesprochen. Es ist in Ordnung, dass ich nach meinem Abschluss nach Eagle Island gehe und bei ihm und Grandpa fischen lerne.«

Carlos schaute sie entgeistert an. »Bisher hattest du noch über ein Studium nachgedacht.«

»Vielleicht, weil ihr mir das eingeredet habt.«

»Es geht um deine Zukunft«, sagte Mina.

»Genau. Und deine Zukunft war auch mal in Maine, bevor du dich für Seattle entschieden hast.«

Mina sah aus dem Augenwinkel, wie Carlos zusammenzuckte. Ungewohnt hilflos hielt er Luca die Kuchenschachtel hin. »Wir haben dir ein Stück Kuchen übrig gelassen. Es ist dein Lieblingskuchen. Himbeersahne.«

Luca ignorierte die Schachtel. »Ich bin keine drei mehr, Carlos. Ich lasse mich nicht mehr mit einem Stück Kuchen be-

stechen.« Sie griff nach ihrer Tasche und lief aus der Küche. Die Wohnungstür schlug hinter ihr zu.

Luca hatte »Carlos« gesagt und nicht »Dad«. Mina hatte es genau registriert, und Carlos ebenfalls. Er hielt immer noch die Kuchenschachtel in der Hand. Mit einem einzigen Wort hatte ihre Tochter ihrem Mann die Rolle entrisen, die ihn all die Jahre ausgefüllt hatte. Und sie hatte ihr gemeinsames Zuhause infrage gestellt. Diese Wohnung im fünften Stock eines Gebäudes aus braunem Stein, umgeben von anderen Häusern, die ganz ähnlich aussahen. Als Mina von Stone Harbor hierhergezogen war, hatte ein Gefühl von großer Fremdheit sie überwältigt. Seattle war ihr nach der Zeit in Stone Harbor riesig vorgekommen, wie ein zu großes Kleidungsstück, in das sie nicht hineinpasste. Aber mit der Zeit hatte sich das gelegt. Und nun zog es Luca in die entgegengesetzte Richtung.

Mina sehnte sich plötzlich intensiv nach den Gerüchen der Insel. Dem Salz, den Algen. Nach der Unendlichkeit um sie herum und der Klarheit eines frühen Morgens. Gleichzeitig wollte sie hier in diesem Raum bleiben, bei diesem Mann, der jetzt vorsichtig die Kuchenschachtel auf den Tisch stellte. Sie wollte an diesem Platz sitzen bleiben, von dem aus sie Carlos all die Jahre dabei zugesehen hatte, wie er akribisch das Geschirr abtrocknete und gleichzeitig seine Späße mit Luca machte, während der Morgengeruch von Kaffee, Toast und gebratenem Ei noch im Raum hing, von seinem Deo und dem Schlafdunst eines Teenagers. Und draußen prasselte der kühle Seattle-Regen gegen das Fenster, während sie drei in ihrer warmen, sicheren Höhle saßen. Ein tiefes Gefühl von Verlust machte sich in Mina breit.

Carlos nahm sie in seine Arme. »Alles wird gut«, sagte er. »Alles wird gut, Mina.«

Es dauerte einen Moment, bis Mina begriff, dass sie zu weinen begonnen hatte. Sie nahm ein Küchenhandtuch und trocknete ihr Gesicht.

»Ich fahre mit ihr nach Eagle Island«, sagte sie entschlossen. »Wir können es sowieso nicht verhindern, also werde ich Luca wenigstens für ein paar Tage begleiten. Ich muss wissen, ob es ihr da wirklich gut geht. Danach komme ich zurück.«

Carlos wirkte plötzlich erschöpft.

Sie zögerte. »Oder ist das keine gute Idee?«

»Du musst tun, was du für richtig hältst«, sagte er und ging ins Bad.

»Und du?«, rief Mina ihm hinterher. »Was denkst du?«

Er antwortete nicht. Die Dusche sprang an.

Wenn Mina ehrlich war, hatte sie sich auch ohne seine Antwort schon entschieden. Es ging nicht nur um Luca. Es war auch etwas anderes im Spiel: der kurze Sturm, der sie in der Nacht mit Sam von den Füßen gerissen hatte. Seitdem hatte sie sich eingeredet, dass längst wieder Ruhe eingekehrt wäre. Dabei hatte sie während ihrer Zeit auf dem Meer gelernt, dass man auch einen abziehenden Sturm immer im Blick behalten musste. Er konnte jederzeit wieder drehen und einen samt Boot verschlingen.

3

ANN

2004

Manchmal war das Meer mürrisch in diesem Frühsommer. Es trieb trübe vor sich hin, die Fallen waren fast alle leer, die Hummer schienen nach dem Winter weit draußen im tiefen Atlantik an andere Orte abgewandert zu sein. Es war die große Angst der Fischer in Stone Harbor, dass der Hummer sich eines Tages eine andere Küste suchen, dass es ihm hier nicht mehr gefallen könnte, es zu warm, zu dreckig, zu laut, was auch immer sein könnte. Der Hummer war ein sensibles Tier, und er war nachtragend. Er würde gehen, wenn es ihm nicht mehr passte. Mit dieser Furcht lebten sie alle, auch wenn es kaum einer offen aussprach.

Weil der Hummer ausblieb, verbrachten die Fischer ihre Zeit mit anderen Arbeiten. Die Gärten wurden neu bepflanzt mit allem, was sich in der kümmerlichen Erde hielt. Die Schindeln der meist zweigeschossigen Holzhäuser wurden in Weiß, Zartgelb, Grau oder Blau gestrichen, und bei Sonnenschein ergoss sich das Dorf wie frisch poliert über die steilen Hügel bis nach unten ans Meer, wo die ebenfalls frisch gestrichenen Hummerboote lagen. Man hätte vom Dorf aus in die Welt hinausschauen können, hätte die Welt nicht genau hier geendet.

Die alten Fischer trafen sich wieder jeden Morgen vor dem

Diner, tranken ihren Kaffee aus viel zu großen Tassen, kommentierten das launische Verhalten der Hummer und das Eintreffen der ersten Sommergäste. Der Andenkenladen hatte wieder geöffnet. Karen backte in ihrem Café wieder doppelt so viele Focaccias wie im Winter, und die ersten Gruppen von Freizeit-Landschaftsmalern blockierten die Main Street, um das, was sie so pittoresk an Stone Harbor fanden, mit Ölfarben für ihre Wohnzimmer festzuhalten. Die Fischer fluchten und hupten sie von der Straße und klebten Sticker mit Sprüchen wie *Rette einen Hummer, koche einen Touristen* oder *Kauf dir dein Hummerbrötchen und fahr nach Hause* auf die Stoßstangen ihrer Trucks.

Ann saß mit Mr. Darcy in ihrem Garten, kraulte seine Fühler und blickte auf die Main Street und das dahinterliegende Meer. Sie hatte keine Angst, dass die Hummer nicht mehr in ihre Fallen zurückkehren würden. Letztendlich waren sie immer zurückgekommen, auch nach ein paar mageren Jahren. Ihre Angst war, dass Mina zusammen mit Luca weiterziehen würde. Dass es für sie nicht mehr passte in Stone Harbor, in ihrem Zimmer in Anns viel zu großem gelben Haus am Hafen, das im dichten Morgennebel wie eine Trutzborg über dem Meer zu schweben schien. Dieser Carlos aus Seattle, der im vergangenen Jahr Urlaub in Stone Harbor gemacht hatte, war wiedergekommen, und Ann ahnte, dass er Mina dieses Mal mit sich nehmen könnte.

Sie streckte ihren langen schlanken Körper neben Mr. Darcy aus. Mr. Darcy war ein blauer Hummer. Er war ein seltenes Tier, denn nur einer von zwei Millionen Hummern trug die Farbe Blau. Jedenfalls hier in Maine. Mr. Darcy war außerdem

der einzige Hummer in Stone Harbor, der als Haustier gehalten wurde. Ann hatte ihn vor vielen Jahren in einer ihrer Fallen gefunden, ihn mit nach Hause genommen, und seitdem lebte er in einem mit Meerwasser gefüllten Aquarium, in dem sie ihm ein wohnliches Ambiente mit Muscheln, Steinen und Sand gebaut hatte.

Die Nachmittage verbrachten die beiden regelmäßig im Garten, wo Ann nach dem Fischen eine Feierabendzigarette rauchte und Mr. Darcy neben ihr hockte und nicht daran dachte wegzulaufen, was ihm angesichts seines an Land etwas schwerfälligen Körpers auch nicht so leichtgefallen wäre. In Wahrheit, so war das ganze Dorf überzeugt, liebte Mr. Darcy sein Leben bei Ann, die ihn mit netten Kleinigkeiten fütterte, ihn kraulte, ihm Musik vorspielte und philosophische Betrachtungen über sein und das Leben im Allgemeinen anstellte. Ob er diese Betrachtungen teilte, war nicht bekannt.

Heute stellte Ann die Vermutung an, dass seine zwei Klauen – die eine, die Knackschere, diente dazu, Muscheln und Schneckengehäuse aufzubrechen, die andere, die Greif- und Schneideschere, wurde genutzt, um Beute festzuhalten und weiches Fleisch in mundgerechte Stücke zu zerteilen – auch symbolisch zu sehen waren als Zeichen aller Gegensätze im Leben: Schutz und Zerstörung, Nähe und Verteidigung.

Mr. Darcy drehte seinen Kopf in ihre Richtung und schien zu nicken, als wäre er mit ihr einer Meinung, und Ann hatte das Gefühl, er bedauerte es wieder einmal, nicht sprechen zu können.

Dieser Nachmittag hing schwer über ihrem Garten. Das Licht war grau und fast unbeweglich, und das Meer atmete nur langsam ein und aus. Die Luft roch nach Tang und Diesel. Ann

hörte Minas lautes Lachen und sah sie unten vor Karens Bäckerei mit Luca auf dem Arm. Carlos stand neben ihr, er sagte etwas, kam Mina nah, aber nicht zu nah. Ein Mann, der warten konnte, dachte Ann.

Sie erinnerte sich an Minas ersten Tag in ihrem Haus. Diese dünne, erschöpfte und klatschnasse junge Frau mit Algen im Haar, die Ellis Jones am Strand gefunden und bei ihr abgeliefert hatte, weil sie, wie er augenzwinkernd meinte, bekanntermaßen alles aufnahm, was sich an seltsamen Dingen im Meer fand – siehe Mr. Darcy. Ann hatte Mina eine heiße Dusche und die alte Unterwäsche von Carolyn angeboten, und Mina war geblieben und hatte die Stille im Haus vertrieben. Erst recht, seitdem sie Luca hatte. Würden die beiden gehen, wäre das Summen des Aquariums wieder das lauteste Geräusch.

Mina lebte nun seit vier Jahren bei ihr, wenn man von den Monaten absah, die sie mit Sam in dem großen Raum hinter seiner Galerie verbracht hatte, wo er Fotografien und maritime Kleinkunst ausstellte. Luca war sogar in Anns Haus geboren worden, in dem Zimmer mit der Fototapete: Gondeln, Palmen, Zitronenhaine und Orangenbäume – einst Carolyns Zimmer, vor inzwischen mehr als zwanzig Jahren. Mina war zu einer guten Hummerfischerin geworden, jeden zweiten Tag fuhr sie mit Anns Boot, der »Carolyn«, hinaus, und Ann kümmerte sich in dieser Zeit um Luca. Sie waren ein eingespieltes Team. Das Hummerboot ernährte sie alle drei normalerweise mehr als gut, und wenn sie beide zusammen unterwegs waren, brachten sie Luca zu Julie oder ihrem Mann Nat, die dem Kind unermüdlich Geschichten mit guten Enden erzählten, weil die schlechten Enden im Leben früh genug kämen, wie Julie meinte.

Ann sah, wie Mina sich von Carlos verabschiedete und die Einfahrt zum Haus heraufkam. Sie winkte ihr zu und brachte Mr. Darcy zurück ins Aquarium.

Mina drückte ihr Luca in die Arme, als sie die Küche betrat. Die Kleine stemmte ihre dicken Beinchen gegen Anns Bauch und fuhr ihr mit klebrigen Händen durchs Gesicht. Wie perfekt sie doch war, dachte Ann. Diese rosigen Wangen und das kleine Grübchen am Kinn.

Mina schmierte schnell ein paar Sandwiches, die sie für Luca in kleine Quadrate schnitt.

»Ist es in Ordnung, wenn ich mich heute Abend mit Carlos treffe und du Luca ins Bett bringst?«, fragte sie.

»Möchtest du ihn vielleicht einmal zum Essen einladen?«, fragte Ann zurück.

Mina zögerte.

»Ich denke, es ist an der Zeit, dass ich ihn kennenlerne, kann das sein?«

Mina wurde rot. »Du hast ihn doch schon kennengelernt.«

»Ja, letztes Jahr, als du ihn mir auf der Straße vorgestellt hast. Aber nun, wo er wieder aufgetaucht ist, bleibt er vielleicht nicht nur eine Randfigur, sondern wird zu einem festen Bestandteil deines Lebens?«

Mina schwieg.

»Wie schlimm ist es denn?«, fragte Ann.

»Schlimm genug«, sagte Mina und hielt ein Sandwichquadrat vor Lucas Mund.

Mina war in die *Hafenbar* gegangen, um Carlos zu treffen, und Ann hatte Luca ins Bett gebracht. Sie saß am Küchentisch und machte eine Liste der laufenden Kosten für das Boot – Diesel,

Köder – und von dem, was sie in der jetzigen Saison eingenommen hatte. Die Welt ging noch nicht unter, aber es sah nicht rosig aus. Sie seufzte. Sie musste dringend den Motor austauschen, ein paar ihrer Fallen waren nicht mehr zu reparieren und mussten ersetzt werden.

Die Hintertür schwang auf, und Julie stand in der Küche. Sie kam immer noch gern unangemeldet durch die Hintertür in die Häuser und schien jedes Mal überrascht, dass sich nicht alle im Dorf darüber freuten.

»Na, hast du unsere Hummerprinzessin mit ihrem neuen Prinzen in die Bar gehen lassen, das Kind gebadet, gesalbt und ins Bett gesteckt, und jetzt lässt du es dir gut gehen?« Sie deutete auf das Weinglas vor Ann.

»Woher weißt du schon wieder, dass Mina mit Carlos unterwegs ist?«

»Ich habe die beiden gesehen, als sie gerade in die Bar gingen«, sagte Julie und grinste. »Und da dachte ich mir, ich lasse meinen Liebsten allein zu Hause, leiste der alten Ann Gesellschaft, bringe ein Fläschchen mit, und wir reden darüber, wie wir beide wieder mehr Hummer in die Fallen bekommen.«

Ann zeigte auf den Zettel vor ihr. »Ich bin gerade dabei, alles zusammenzurechnen.«

Mit geübtem Griff entkorkte Julie die Flasche, nahm sich ein Weinglas aus dem Regal, legte sich der Länge nach auf den Boden und klopfte auffordernd neben sich.

»Echt jetzt?«, fragte Ann.

»Echt jetzt. Genau hier unten hatten wir schon immer unsere besten Ideen.«

Vor ein paar Jahren waren sie nach einem weinseligen Abend auf dem Boden gelandet, weil Julie Anns Stühle zu unbequem fand. Sie waren beide zwar schwer wieder hochge-

kommen, aber seitdem streckten sie sich ab und zu mit einer Flasche Wein auf den Dielen aus.

»Andere Leute knien sich nieder und beten, bevor sie ins Bett gehen, wir legen uns auf den Teppich und trinken. Der Himmel wird beides zu schätzen wissen«, sagte Julie.

Draußen randalierte schon wieder der Wind.

»Morgen wird bestimmt ein schlechter Tag«, sagte Ann und goss Wein in ihr Glas. »Ich fahre trotzdem raus. Mir ist danach, mal wieder gegen den Wind anzubrüllen.«

»Gut«, sagte Julie. »Dann gehe ich ebenfalls aufs Boot und versuche, in deiner Nähe zu bleiben. Ich lasse dich doch nicht allein auf stürmischer See draufgehen.«

Ann fuhr gern raus bei diesem Wetter. Regen, der seitwärts aufs Boot peitschte, Reste von alten Bojen, die durch die Luft flogen, Wellen, die die »Carolyn« immer wieder kurz aus dem Wasser schleuderten: Sie freute sich sogar darüber. Früher, als Kind auf dem Hof ihrer Eltern, hatte sie es im Sommer geliebt, sich auszuziehen und hinaus in den warmen Regen zu rennen. Sie musste elf oder zwölf gewesen sein, ihr Körper war noch schmal und unentwickelt, das Gras unter ihren Fußsohlen nass und rutschig, der Regen lief über ihren Kopf und ihre Haut, und sie wollte überhaupt nicht mehr aufhören zu rennen. Das Blut pumpte durch ihren Körper, sie war ganz und gar bei sich. Bis ihr Vater sie eines Tages dabei erwischte und sie mit harter Hand in ihr glückliches Kindergesicht schlug. Er hielt ihre Regentänze für eine gefährliche Spinnerei. Aber sie hörte trotzdem nie damit auf. Ihr ganzes Leben lang nicht. Carolyn hatte das gewusst. Wenn ein großer Sommerregen kam, stand sie mit einem Handtuch in der Küche und wartete. Um Ann erst abzutrocknen und dann zu küssen.

Ann war jetzt alt, sechundsiebzig Jahre, aber genauso widerstandsfähig wie die Hügel an der Küste Maines, die das Gletschereis vor fünfunddreißigtausend Jahren rund und glatt geschliffen hatte. Was sollten ihr da so ein bisschen Sturm und Gischt schon anhaben?

Als sie am nächsten Mittag mit der »Carolyn« aus dem Hafen fuhr, jagte der Wind über das Meer und riss am Boot, während oben am Himmel die Wolken wie zerfetzte Papiertaschentücher trieben. Die Hummer hassten dieses Wetter, keiner von ihnen würde sich aus seiner Sandhöhle herausbewegen, um in eine ihrer Fallen zu kriechen. Sie würde die Käfige trotzdem kontrollieren. Gischt brannte in ihren Augen, das Boot schlug hin und her. So ging es Stunde um Stunde.

»Ann?« Sie hörte Julies Stimme über Funk. »Bist du noch draußen, soll ich Kurs auf dich nehmen?«

»Ja, aber spar dir die Mühe, ich denke, ich komme rein«, sagte Ann.

»Wo genau bist du?«

»Kurz vor Harpers Cove, ich überlege, hier zu ankern, bis der größte Mist vorbei ist. Pass auf dich auf, ja, Julie.«

Ann hörte Julie lachen.

»Denkst du, da taucht gleich eine kleine dürre Hand aus dem Wasser auf und zieht mich zu sich in die Unterwelt?«

»Ich wusste nicht, dass du an die Hölle glaubst.«

Ein lautes Kreischen und Rauschen kam durch den Funk.

»Was ist da los, Julie?«, rief Ann.

»Das waren die Stimmen aus der Unterwelt«, sagte Julie. Sie war wieder deutlich zu verstehen. »Wenn wir uns nicht mehr wiedersehen, Ann Pretchett, kümmerst du dich dann bitte um meinen Pitbull? Nat mag ihn nicht besonders.«

Bevor Ann etwas erwidern konnte, hatte Julie den Kanal verlassen. Ann wurde kalt. Der Regen war in Hagel übergegangen und prasselte auf das Deck und das Dach ihres Steuerhauses. Vielleicht sollte sie doch besser den Hafen ansteuern. Der Mond hing schon als blasse Scheibe am Nachmittags Himmel, und Ann konnte nur hoffen, dass Julie da, wo sie war, wirklich auf das Nachlassen des Windes wartete und nicht über die offene Route zwischen den vorgelagerten Inseln den Weg nach Hause suchte. Sie versuchte, sie noch einmal über Funk zu erreichen. Es rauschte, abgehackte Stimmfetzen waren zu hören. Dann war da plötzlich wieder Julie.

»Alles gut?«, rief Ann.

»Verdammt, Ann, ich habe keine Zeit für ein Schwätzchen, eine Welle hat mir gerade die Ködertonne von Bord gefegt.«

»Ich wollte dir nur sagen: Es wird dir schon nichts passieren.«

»Meine Rede«, sagte Julie. »Und jetzt geh aus der Leitung.«

Ann schaute auf das verwaiste Meer, kein anderes Boot schien draußen zu sein. Es waren Tage wie diese, an denen manche das Hummerfischen aufgaben, aber für sie und Julie würde das niemals infrage kommen. Sie war nicht blind, sie sah die schwierigen Tage, die noch vor ihnen lagen. Aber sie beide waren auf dieser Insel gelandet und Hummerfischerinnen geworden, weil ihr vorheriges Leben sie ausgespuckt hatte. Und sie würden auf dieser Insel als Hummerfischerinnen sterben, denn Inseln waren trotz aller Härte des Lebens dort ein Versprechen auf Glück. Waren Inseln das nicht immer schon gewesen? In die Landschaft getupfte Flecken am Rand der großen Welt, auf die sich all jene flüchteten, die ahnten, dass ihre Seele nur hier zur Ruhe kam.